№ 46 Neue Gartenlaube. 1900

Beilage zum „Danziger Courier".

Nach Jahren.

Roman von Martin Bräuer. [7]

Fortsetzung.

„Gut, ich werde warten bis morgen," sagte Leuthold. „Uebrigens, haben Sie den Herrn gesehen, ich meine selbst gesehen?"

„Der junge Herr läßt sich nicht blicken, er scheint wirklich zu Bett zu liegen. Es hat niemand Zutritt in sein Zimmer."

„Ja, wer hat denn da die abenteuerliche Geschichte von der elfjährigen französischen Gefangenschaft ausgeplaudert?"

„Ein alter Diener, der sich Kaulmann nennt, und mit aus Frankreich kam, hat es dem Hausknecht erzählt."

„Eine bedenkliche Quelle! — Aber das wird sich ja alles finden. Benachrichtigen Sie mich sofort, wenn Freiherr von Sierland sich blicken läßt."

Das offen zur Schau getragene Mißtrauen des Offiziers erregte nicht geringes Aufsehen im Hotel. Die Geschichte von dem aus elfjähriger Gefangenschaft nun heimgekehrten deutschen Helden war viel zu poetisch und romantisch, als daß man hätte sich durch das Benehmen Leutholds sie in Frage stellen lassen mögen.

Der Tag verging, ohne daß irgend jemand im Hotel den sagenhaften Alfred von Sierland zu Gesicht bekam. Leuthold stand immer auf dem Posten, um sich bei der ersten Gelegenheit dem Kameraden zu präsentieren. Aber diese Bemühungen waren umsonst, trotzdem Leuthold seine Karte abgegeben, hielt sich Alfred von Sierland streng verborgen.

Das brachte den Offizier auf den Gedanken, daß es sich hier um eine ganz andere Persönlichkeit handeln müsse. Möglich war das kaum, denn es gab nur einen Alfred von Sierland und dieser ist bei oder in Albersweiler geblieben.

Am folgenden Morgen setzte der Afrikaner seine Erkundigungen fort, aber ohne jedes Resultat, und da er ein beharrlicher Mensch war, der von einem einmal gesteckten Ziel nicht abwich, so beschloß er seine Reise so lange zu verschieben, bis ihm in dieser merkwürdigen Sache volle Aufklärung geworden.

Da gegen Mittag meldete sich der Hotelier selbst bei Leuthold.

„Herr Premierleutnant," begann dieser, „man sagt, daß Sie an der Richtigkeit zweifelten, daß Freiherr von Sierland aus Frankreich, aus der Gefangenschaft jetzt erst zurück gekehrt sei?"

„Habe ich etwas dergleichen gesagt? — Trotzdem bekenne ich freimütig, daß mir der Fall unbegreiflich erscheint und zwar aus mehr als einem Grunde."

„Vielleicht kann Ihnen da die Freifrau von Sierland selber Aufklärung gewähren, denn sie ist soeben mit ihrer Tochter, trotz des Regenwetters vor dem Hotel vorgefahren.

Der Offizier sprang vom Sofa auf und blickte überrascht den Mann an. Mit einer gewissen Genugthuung fügte der Wirt hinzu: „Die Mutter kommt, um den einzigen Sohn, den einzigen Sierland, der noch existiert, heimzuholen."

„Ich danke Ihnen," versetzte Leuthold und war im nächsten Augenblick an dem Hotelier vorüber aus dem Zimmer geeilt.

Da sein Zimmer im dritten Stock lag, so mußte sich der Offizier herab bemühen, um eine Begegnung mit den beiden Damen möglich zu machen.

Und er hatte Glück, im Treppenhaus, auf der untersten Stiege, begegneten ihm die beiden Damen in Trauer. Höflich trat Leuthold zur Seite und nun ging Hertha so dicht an ihm vorüber, daß ihn fast ihr Kleid streifte.

Das liebliche Gesicht der jungen Dame machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und wie gebannt stand er da und blickte den

Der Bahnhof in Tientsin nach der Beschießung.

Damen nach. Dabei vergaß er ganz das Unschickliche seines Benehmens und als er sich dessen bewußt ward, stieg er die Treppen vollends hinunter und war froh, daß ihn sonst niemand beobachtet hat. Dabei fiel ihm ein Kneipabend ein, der damals dicht hinter Weißenburg in einem Chausseehaus abgehalten wurde. Es waren da etwa achtzehn bayrische und preußische Offiziere, lauter junge Leute, anwesend. Das Bier war gut aber teuer und Sierland, der Jüngste unter den Jungen, hatte seinen Willen durchzusetzen gewußt, die ganze Zeche zu zahlen. Natürlich mußte er bei passender Gelegenheit Revanche gewähren, aber er fiel ja, der gute Junge.

Er begab sich ins Gastzimmer, setzte sich ans Fenster und beobachtete von hier aus den Wagen der Freifrau. Das Verlangen, Mutter und Tochter, vielleicht auch den Kameraden unbemerkt sehen und beobachten zu können, stieg in ihm auf.

Die Schönheit der Schwester des Kameraden fiel ihm auf, aber Aehnlichkeit hatte sie mit ihm nicht, absolut nicht.

„Wenn das wirklich wahr ist, mit dieser elfjährigen Gefangenschaft eines deutschen Offiziers," sagte sich Leuthold und wirbelte sich den vollen, weichen Schnurrbart aus, „so wäre das ein unerhörter Skandal, den die Herren Franzosen aber ganz gehörig zu verantworten hätten!"

Inzwischen war Freifrau von Sierland in der Beletage vor den Wohnräumen angekommen, die die Normand im Hotel belegt. Ernst und würdig, nach außen mit einer starren Ruhe bewaffnet, die allem begegnen, die alles über sich ergehen lassen will, stand sie einen Augenblick ratlos vor den nummerierten Zimmerthüren.

Der Oberkellner, den die Neugierde hinter die angelehnte Thüre eines leeren Zimmers gedrängt, verließ seinen Beobachtungsposten und kam der Witwe zu Hilfe.

„Freiherr von Sierland wohnt hier, gnädige Frau," flüsterte er und bezeichnete die Thür.

Sie pochte an und öffnete. Mit Hertha betrat sie ein Hotelzimmer in welchem sich niemand befand. Etwas verwundert blickte Freifrau von Sierland in das mit einem heißen Rot bedeckte Angesicht Herthas, dann schweifte ihr Blick suchend durchs Zimmer.

Auf dem Tisch lag ein Hut mit großer weißer Feder. „Ihr Hut," murmelte sie und schien die Gewalt über sich verlieren zu wollen.

Eine hohe stattliche Frauenerscheinung erschien jetzt im Rahmen der Thür, die ins Nebenzimmer führt. Auch sie ist in Trauer gekleidet. Ein spanischer Spitzenschleier schlingt sich über ihr Goldhaar, aber offenbar nur durch den Kontrast zu wirken, denn der dunkle Seidenglanz der Spitzen ließen dies nur noch berückender erscheinen.

Die Normand, sagt sich die Witwe und war beleidigt über die Trauer, die diese Frau zur Schau trug, denn sie galt offenbar ihrem Mann. Die Blicke beider Frauen begegneten sich. In den dunklen Augen der Normand lag es wie ein Triumph, der sich in dem Ausruf aussprechen möchte: „Jetzt kommst Du zu mir!"

Mit einem Benehmen, das sich nur durch die Gewohnheit an ungewöhnliche Situationen erklären kann, trat die Normand ins Zimmer herein und legte hinter sich die Thür ins Schloß. Dann trat sie an den Tisch mit leisem Schritt, so daß man glauben konnte, in dem anstoßenden Gemach befinde sich ein Schläfer, der nicht gestört werden dürfe.

„Ich bin Frau von Sierland," begann die Witwe, „haben Sie die Güte mich zu meinem Sohne zu geleiten."

Von der starren Unnahbarkeit der Freifrau wie von einem eisigen Hauch angeweht, stand die Normand einen Moment hindurch schweigend da, wobei sie die kräftige Hand auf den Tisch stützte und blickte in das frühverlebte, von grauen Haaren umrahmte Gesicht der Witwe.

„Ich bin die Normand, meine Gnädige, und fühle mich sehr beehrt durch Ihren Besuch."

Die Pupillen der Freifrau weiteten sich, sie schien aus ihrer starren vornehmen Ruhe heraus treten zu wollen und wich einen Schritt zurück.

„Mein Name wird Ihnen nicht unbekannt sein," fuhr diese darauf fort, entschlossen, dieses Weib aus ihrer vornehmen Höhe herabzustürzen, „in den Tagen meiner Jugend gewann ich das Herz eines Mannes, für den ich mein Leben hingegeben hätte zu jeder Stunde; die Trauer, welche Sie und ich im Herzen tragen, gilt ihm."

Die dämonische Anmaßung, die in diesen Worten lag raubte der Freifrau fast den Atem. Es war ihr, als ob ihr dieses Weib das Recht rauben wollte, um den Gatten zu trauern.

„Das Schicksal hat es mir versagt, mit dem Manne, dem meine erste und einzige Liebe gegolten, glücklich zu werden, ich wurde ein Opfer der Verhältnisse und mußte mein Herz verbluten lassen. — Und doch ward mir ein köstlicher Trost, sein Sohn erlaubte mir seine Mutter, seine Wohlthäterin zu sein. Nicht aus Dankbarkeit, weil ich ihn dem sicheren Untergang entrissen, sondern aus reiner kindlicher Zuneigung. Und in der Nähe meines Alfred vergaß ich endlich mein Leid, lernte ich mich fügen in Dinge, die ja doch nicht mehr zu ändern sind."

Hochaufgerichtet stand die Freifrau jetzt da und bebte vor Empörung. Dieses schamlose Weib konnte ihr das Herz des verstorbenen Gatten streitig machen, nicht aber den Sohn, den sie unter dem Herzen getragen!

„Sie leben in einer Welt," begann endlich die Freifrau von Sierland, „in der eine ganz eigene Art von Moral gedeiht, die mir immer unverständlich bleiben wird. Es ist ja möglich, daß diese Moral Sie befugt hat, Trauer um einen Verewigten anzulegen, ohne zu begreifen, daß diese zur Schau gestellte Trauer eine Schändung seines Andenkens bedeutet. Mir kann in diesem Augenblick nur die eine Aufgabe gestellt sein, Sie darüber aufzuklären, daß ich keine Veranlassung haben konnte, Sie zu besuchen, sondern mein Erscheinen in diesem Hotelzimmer gilt meinem Sohne. Haben Sie die Güte mich zu ihm zu führen."

Die Normand zuckte die Schultern und wandte das Gesicht beleidigt zur Seite. Dabei fühlte sie, daß diese Frau doch geistig bedeutender war, als sie dachte.

„Ich habe Ihrerseits auf keine Dankbarkeit gerechnet," gab sie zurück, „auch gebe ich es vollkommen auf, mit Ihnen eine Verständigung zu suchen, denn wie könnte mir etwas gelingen, was selbst Ihrem Gemahl unmöglich war? Ich habe in dieser Beziehung den Freiherrn zu seinen Lebzeiten beklagt und beklage jetzt seinen Sohn, der die Liebe zweier mütterlicher Frauen wohl wert sein dürfte. Ich bin eine Person, die daran gewöhnt ist, ihre besten Absichten scheitern zu sehen. Was Alfred betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß er sich weigert seine Mama zu sehen; er hätte ja schon früher aus Afrika zurückkehren können, aber er wollte nicht."

„Damit bestätigen Sie, was ich ahnte," versetzte die Freifrau und entsetzte sich vor der Verworfenheit dieser Person, „mein Gott, was mögen Sie aus meinem Kinde gemacht haben!" Das klang wie ein schmerzlicher Aufschrei, aber sofort faßte sich die Witwe wieder und fuhr fort: „Ich kam nicht hierher, um Sie anzuklagen, sondern mich der hohen und heiligen Aufgabe zu widmen, wie sie selten einer Mutter gestellt sein mag, der Aufgabe, mein Kind aus Ihren Händen zu retten. Ihre Verdienste um ihn, Sie berufen sich ja sogar darauf, sollen Ihnen bezahlt werden."

Die Normand bäumte sich förmlich auf, ihre Augen glühten in Haß und trotzig warf sie den Kopf zurück.

„Viele Dinge mögen Sie sich bis jetzt erkauft haben mit Ihrem Gelde, Freifrau von Sierland, selbst einen Mann, aber das Herz seines Sohnes, der ja ein Opfer Ihres Geldes wurde, verstehen Sie mich recht, gnädige Frau, ich meine Ihren Gemahl, dieses Herz wird für Sie unverkäuflich sein."

„Die Stimme der Natur wird durch Sie nicht zu Schanden," versetzte die Freifrau gereizt und wandte sich dann hoheitsvoll der Thür zu, aus der die Normand ins Zimmer getreten.

Mit verhaltenem Atem blieb diese zurück und man sah es ihr an, daß ein großer Moment für die Abenteuerin gekommen war.

An der Seite Herthas war Freifrau von Sierland in das anstoßende Gemach getreten. Auf schlimme Dinge war sie gefaßt und selbst gewappnet, einem unbegreiflich undankbaren Sohne gegenüber zu treten, für den sie die Liebe des Gatten geopfert.

Keinen Augenblick wollte sie dabei vergessen, daß er das Opfer eines weiblichen Dämons geworden und wollte alles versuchen, um ihn mit Liebe und Güte an ihr Herz, an das Mutterherz zurück zu führen. Und wahrlich, es wird sich ja zeigen, wer Siegerin in diesem Kampfe bleibt, die Verworfenheit oder die Tugend.

Auf einem Stuhl, tief im Hintergrunde des Zimmers, saß ein junger Mensch, der wie hilflos die eintretenden Damen anstarrte. Jäh wechselten die Farben in seinem Gesicht, bald wurde er dunkelrot, bald bleich. Er richtet sich jetzt auf und verharrt in dieser Stellung wie eine Bildsäule.

Die Freifrau preßte die Hand aufs Herz, als sie diesen Menschen erblickte. Das war ihr Sohn? In ihrem Herzen lebte ein ganz andres Bild von dem Unvergeßlichen. „Mein Gott," stöhnte sie, „können Zeit und Verhältnisse einen Menschen so sehr verändern, können sie alles fortwischen, all jene Merkmale, für die es gar keine Bezeichnungen giebt, an denen aber das Mutterauge das Kind erkennt, Merkmale, die dem Mutterherzen heilig sind."

Sie sieht ihn an und sucht mit steigender Unruhe in seinem Gesicht, in seiner ganzen Erscheinung nach solchen Merkmalen und

kann sie nicht finden. Und ihr Mutterherz spricht nicht für diesen jungen Mann, den sie geboren, es wendet sich ab und findet sich von ihm zurückgestoßen.

Die Freifrau möchte mit sich selber zanken, mein Gott, was soll Hertha denken? Sie begreift sich selbst nicht, gewiß, es liegt nur in dieser scheuen, ja fast ängstlichen Zurückhaltung des Sohnes, der seiner Mama keinen Schritt entgegen kommt und offenbar am liebsten davonlaufen möchte.

„Gott im Himmel,“ stöhnt die Mutter, „was hat die Normand ihm gethan!“ Sie rafft sich auf und geht ihm entgegen. Er steht da, hilfloser wie ein Kind und hält den Blick zu Boden gerichtet. Der Freifrau ist das lieb, denn sie fürchtet jetzt seinen Augenaufschlag. Aber seine Stimme möchte sie hören, jene Stimme voll sonniger Fröhlichkeit, die elf Jahre hindurch in ihrem Herzen geklungen.

Und während sie dieses Verlangen bewegte, erhebt sie den Vorwurf gegen sich selbst, daß sie eine schlechte Mutter sein müsse, eine viel schlechtere Mutter, als sie eine Gattin war. Sie kommt erst jetzt zu dieser Erkenntnis, denn wäre sie eine Mutter wie andre Mütter, dann hätte sie ihn, den Sohn, schon längst ans Herz gerissen und sein Gesicht mit Küssen bedeckt.

Unter dem Eindruck des Mißtrauens, des Zweifels an ihren mütterlichen Fähigkeiten, entschlossen, die Kälte in ihrem Herzen selbst zu bekämpfen, den abstoßenden Eindruck niederzuringen, eine bessere Mutter für ihn zu werden, streckte sie ihm die Hand entgegen und sagte, weich und sanft: „Alfred, mein Sohn.“

Dieser zuckte zusammen bei dem Klang ihrer Stimme. Er will förmlich vor ihr zurückweichen, gleichsam als mache er einen letzten Versuch, sich vor dem Abgrund zu retten. Aber die Freifrau hält seine Hand umklammert.

„Mein Sohn,“ fuhr sie fort, „ich begreife Deine Unruhe und Deine Scheu. Mein Gott, wie lange schon magst Du Dich mit Selbstvorwürfen gemartert haben! Du thust Unrecht daran, Unrecht gegen Dich und mich, Deine Mama, denn nicht wir, ich und Du haben diese schreckliche Entfernung verschuldet, sondern der böse Dämon unsres Hauses, die Normand. Es wird nun unsre Aufgabe sein, alles zu vergessen, was auch geschehen ist in den elf Jahren, und einer andern und schöneren Zukunft zu leben. — Ernste, oder schöne und würdige Verpflichtungen sind nach dem Heimgang Papas auf Dich gekommen und ich weiß, Du wirst Dich Ihnen mit Freuden widmen.“

„Es ist besser, ich gehe wieder dahin, wo ich hergekommen,“ stammelte er, „ich wollte ja nicht kommen,“ fügte er hinzu und jetzt traf sein ziellos umher irrender Blick das Angesicht Herthas, welches bittend und flehend ihm zugewandt war. (Fortsetzung folgt.)

Die neue Straßenbrücke in Worms.

Die Stadt Worms ist vor kurzer Zeit von einer doppelten Kalamität befreit worden. Unterhalb der Stadt geht eine Eisenbahnbrücke der Vollendung entgegen, welche die Unannehmlichkeiten der Trajektverbindung beseitigt, und jetzt ist eine Straßenbrücke eröffnet, die aus dem Herzen der Stadt über den Rhein zur Provinz Starkenburg führt. Die drei Hauptöffnungen der von Professor Karl Hofmann mit einem Aufwande von 3 100 000 Mark erbauten Brücke sind durch Zweiggelenkbogen von beziehungsweise 95,1 Meter, 106,3 Meter, 95,1 Meter Kämpferweite und in der Bogenachse gemessene Pfeilhöhe von beziehungsweise 10 Meter, 11,9 Meter, 10 Meter überbrückt. Es sind zwei Hauptträger vorhanden. Mächtige Turmbauten trennen den Hauptteil der Brücke von den gewölbten Seiten-, beziehungsweise Flutöffnungen. Die größte Steigung ist 1 : 30. Die großen Eisenmassen gehen in glücklichster Weise mit den schweren Mauermassen zusammen; die architektonische Ausführung verrät aber bis in die kleinsten Einzelheiten ein seltenes Gefühl für harmonischen Aufbau, malerische Wirkung und eine außergewöhnliche Beherrschung der Formen.

Graue Haare.

„Darüber lasse ich mir keine grauen Haare wachsen!“ Dieser Ausruf, den wohl schon so mancher in seinem Leben gebraucht hat, ist gerade in unserer Zeit zu einem beliebten Ausspruch geworden. Und doch kann man sich die grauen Haare nicht selber wachsen lassen, denn dann würde wohl kaum ein Graukopf in der Welt zu finden sein. Es mag sein, daß lang andauernde Krankheiten, seelische Erregungen, oder ein plötzlicher mit Todesangst verbundener Schrecken das Ergrauen der Haare beschleunigen kann, den Biologen aber ist es aus der Litteratur ihrer Wissenschaft längst bekannt, daß das frühzeitige Ergrauen auf Erblichkeit zurückzuführen ist. Der Pariser Gelehrte Charles Fore führte jüngst in der dortigen Biologischen Gesellschaft einen vierzehnjährigen Knaben mit vollständig ergrautem Haar vor. Der Gelehrte forschte in der Familie nach und konnte feststellen, daß alle männliche Mitglieder dieser Familie, bis zum Urgroßvater hinauf, schon vor dem zwanzigsten Jahre ergraut waren. Diesen merkwürdigen Fällen wäre die hübsche, jetzt etwa zwölfjährige Tochter eines bekannten Berliner Arztes an die Seite zu stellen. Das Kind besaß in seinem vierten Lebensjahr üppiges goldblondes Haar, das sich in kaum fünf Jahren zum Greisenhaar verwandelte, ohne daß irgend welche Ursache festzustellen war, die dieses Erbleichen des schönen, üppigen Haares erklärlich machen könnte.

Für unsre Hausfrauen.

Wozu sich Quillajarinde eignet. Wer einmal diese Rinde in seinem Haushalt in Verwendung gebracht hat, wird sie nicht mehr gern vermissen. Sie eignet sich vorzüglich zum reinigen aller farbigen und Wollstoffe, zum waschen von Seidenbändern und Spitzen. Während man für Stoffe nur die warme oder laue Abkochung der Rinde gebraucht, setzt man für Bänder und Spitzen einen Spritzer Spiritus dem Waschwasser zu. Lederhandschuhe werden ungleich schöner mit solchem Sud gewaschen, alle Wachstuchgegenstände erhalten, damit gereinigt, ein schönes neues Ansehen. Ebenso lassen sich polierte oder mit Oel gestrichene Möbel wie neu putzen, wenn man die Möbelstücke mit kalter oder ganz lauer Rindenabkochung rein wäscht, dann mit weichen, trockenen Tüchern blank reibt. Dieses billige Reinigungsmittel ist in fast allen Droguenhandlungen vorrätig.

Schwarze Spitzen zu reinigen. Essig und etwas lauwarmes Wasser werden in ein Gefäß gegossen, darin die zu waschenden Sachen einige Stunden gelegt, fest ausgedrückt und noch 2—3mal in neuem Essigwasser ebenso behandelt; zuletzt wird eine Lösung von wenig Gummi arabicum und Essig bereitet, die Spitzen nochmals tüchtig ausgedrückt, dann steckt man sie noch feucht auf einem Bügelbrett mit vielen Nadeln fest und läßt sie ganz trocknen. Spitzen sowohl wie Schleier werden zuerst von der festen Kante möglichst fadengerade gesteckt.

Zu unsern Bildern.

Bürgermeister Brinkmann. Die Reichshauptstadt hat durch die Bestätigung der Wahl Brinkmanns nunmehr ihren zweiten Bürgermeister erhalten. Er ist hervorgegangen aus dem Juristenfache, denn er war zu Beginn seiner Laufbahn Rechtsanwalt in Tilsit. Seine Beteiligung am öffentlichen Leben war dort so erfolgreich, daß man ihn zum Stadtverordneten und Syndikus der Kaufmannschaft wählte. Als im Jahre 1891 die Bürgermeisterstelle in dieser ostpreußischen Stadt neubesetzt werden sollte, wurde Brinkmann für diesen Posten gewählt. Allein das Ministerium versagte ihm damals die Bestätigung. Nach Königsberg übergesiedelt, nahm er dort gleichfalls am öffentlichen Leben regen Anteil. Er wurde Syndikus und, im Jahre 1894 zum Bürgermeister gewählt, auch von der Regierung bestätigt. Bei der Wahl in Berlin hatte er an Neubrinck einen sehr starken Gegner. Fünf Monate hat es gedauert, bis sich die Regierung entschloß, dem neuvermählten Bürgermeister der Reichshauptstadt die Bestätigung zu teil werden zu lassen.

Brinkmann.

Die Ruine des Bahnhofs von Tientsin. Unsere Abb. auf Seite 25 zeigt uns ein übersichtliches Bild von den Verheerungen, die der Aufstand der Boxer dort angerichtet hat. Vor allem hatten sie es auf die aus Europa überkommenen Verkehrsvermittelungen abgesehen. Das Dampfroß, wie es auf ehernen Schienen dahinraste, war ihnen schon deswegen verhaßt, weil es die Europäer mit einer Schnelligkeit, die sie ehedem niemals für möglich gehalten, nach China brachte. Ihre Zerstörungswut richtete sich denn auch vor allem gegen Bahnstränge und überhaupt Bauten. Unser Bild veranschaulicht den Bahnhof der so wichtigen Centrale Tientsin, wie er sich augenblicklich nach der Einnahme dieser Stadt ausnimmt. Das einst so stattliche Gebäude ist zu einer Ruine geworden und es wird nicht geringer Zeit, Mühe und Kosten bedürfen, bevor der angerichtete Schaden durch die nachhelfende Hand der Kultur wieder wett gemacht worden ist. Um der Wahrheit die Ehre zu geben muß freilich eingeräumt werden, daß die Zerstörung des Bahnhofs nicht allein durch die Boxer zu stande kam. Bekanntlich machte die Eroberung von Tientsin nicht geringe Mühe, und dabei hat jedenfalls auch der Bahnhof, wofern die Boxer überhaupt noch etwas zu thun übrig ließen, arg mitgelitten.

Ernst und Scherz.

Napoleon als Lehrer. Im Jahre 1785 war Napoleon nach einem glänzenden Examen in der Militärschule in Paris zugelassen worden. Bald darauf wurde er zum Unterleutnant im Regiment La Fere (Artillerie) ernannt, welches damals in Valence in Garnison lag. Dort begannen schon einige Sonnenstrahlen der Zukunft in die Dämmerung des jungen unbekannten Offiziers hinein zu leuchten. Trotzdem damals der nachmalige Eroberer sehr arm war, dachte er doch daran, seine Familie zu unterstützen und ließ seinen Bruder Louis, der neun Jahre jünger war als er und damals nicht ahnen konnte, daß er noch einmal König von Holland werden sollte, zu sich kommen. Die beiden Brüder wohnten bei einer Frau Bohn, die ein Hotel garni und ein Café unterhielt. Napoleon war schon damals ein Frühaufsteher, eine Tugend, die ihm später zu großen Erfolgen verhalf. Natürlich war dem Herrn Bruder Louis dieses Frühaufstehen sehr unbequem, zumal ihm Napoleon oft schon bei Tagesgrauen Unterricht in der ihm verhaßten Mathematik erteilte und ein sehr strenger Lehrer war. Eines Morgens wollte sich Louis nicht vom Lager erheben und ärgerlich fragte ihn Napoleon, was er denn eigentlich vorhabe? „Verzeih',“ sagte dieser, „ich träumte heute nacht, ich wäre König und für einen König schickt sich es nicht, sich schon vor fünf Uhr aus dem Bette jagen zu lassen, was werden meine Unterthanen von mir denken.“ „Du wirst ihnen sagen, daß ich Dein Kaiser bin,“ entgegnete Napoleon lachend, „und daß es die hohe Tugend eines Königs ist, seinem Kaiser zu gehorchen! Nun stehe auf, Louis, und zeige mir Deine Multiplikationen und Deine Divisionen, die Du gestern zu machen hattest.“ Und nun begann der Unterricht, weder der Lehrer noch der Schüler ahnten, daß ein zukünftiger Kaiser die Lehrstunden gab und ein zukünftiger König diese empfing.

Splitter. Manchmal wissen's andre besser wie Du selbst, wohin Du steuerst.

Vor kleinen Dieben zieht man den Schlüssel ab, vor großen den Hut.

Diamanträtsel.

A
A A A
A A A A A
A Ä B B B D D
E E E E E E E E G
G G H H I I I I L L L
N N N N N N O P R
R R R R R R S
S T T T T
U V V
Z

Die Buchstaben in obenstehender Figur sind so zu stellen daß die wagerechten Reihen ergeben: 1) Buchstabe, 2) Raubtier, 3) Berg auf Sicilien, 4) deutscher Dichter, 5) Stadt in der Mark Brandenburg, 6) Fluß in Spanien, 7) Berg in den Salzburger Alpen, 8) Stadt auf Cuba, 9) italienischer Dichter, 10) Nebenfluß des Main, 11) Buchstabe. Die mittelste senkrechte Reihe nennt eine allgemein bekannte Persönlichkeit.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 4 5 6 leitet
Tief in der Erde dunkeln Grund.
1 2 3 4 4 5 bereitet
Willkommene Arbeit Deinem Mund;

1 2 5 4 4 5 erstrebet,
Der hoffnungsvolle Kandidat,
4 3 3 2 1 5 belebet
Die Hoffnung, wenn beim Sturm es naht.

2 3 4 4 möcht mancher werden
In seinem Zorne und vor Wut,
Doch glücklich nur ist hier auf Erden,
Wer, was er 1 3 4 4 thut.

Viersilbige Scharade.

Die Ersten picken,
Die Zweiten blicken,
Das Ganze ist stets auf den Beinen
Was kann mein Rätsel wohl meinen?

Vorsilbenrätsel.

Es wird gebraucht für jeden Mann,
Doch hängst Du einen Schweif ihm an,
So dient es fest, wie Stahl und Eisen,
Beständig Held und Fürst zu preisen.

Noch höher steigt jedoch sein Wert,
Wird ihm auch noch ein Kopf beschert,
Weil es allein dann erst das Leben
Zu höchster Wonne kann erheben.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Rebus: **Vorder-Indien;** der Scharade: **Mannschaft;** des Rätsels: **Ruf.**

Wie ein König stirbt. Eine der originellsten und stärksten Naturen, die je eine Königskrone getragen, war Victor Emanuel von Italien. Seine derbfrische Art war selbst unserem Kaiser Wilhelm I. sympathisch. Im Winter 1878 erkrankte der Re Galantuomo an einer Lungenentzündung. Lorenzo Bruno war einer der ersten von den berühmten Aerzten Roms, der an das Lager seines Königs eilte. „Majestät,“ sagte Bruno zu dem kranken Monarch, „die Gefahr hat noch niemals einen Fürsten aus dem Hause Savoyen in Verlegenheit gebracht.“ Der König horchte erstaunt auf. „Bin ich denn so krank Bruno?“ fragte er zurück. „Ich gebe noch nicht alle Hoffnungen auf, Majestät, aber die Lage ist ernst.“ „Wie lange habe ich noch zu leben,“ fragte der König entschlossen und richtete sich im Bette auf. Mit fester Stimme versetzte Bruno: „Majestät thun wohl daran, sich zum baldigen Heimgang zu rüsten.“ „Gut, ich bin bereit. Das Leben ist mit einem Schlachtfeld vergleichbar, man steht so lange in der Feuerlinie, bis man fällt. Rufe man mir den Anzino“ (Hofcaplan.) Der König empfing die letzte Oelung ohne daß ein Hauch von Trauer durchs Gemach zog. Nun defilirte der ganze Hof, der Sitte des Hauses Savoyen gemäß, langsam an dem Sterbenden vorüber, um ihn zum letztenmal zu sehen. Mit lebhaften glänzenden Blicken grüßte der König jeden Einzelnen. „Nun lebt wohl,“ ruft Victor Emanuel mit fester Stimme seiner Umgebung zu, „scheiden wir!“ Nun senkte der Re Galantuomo das Haupt in die Kissen zurück und starb wie ein tapferer Soldat auf dem Schlachtfeld.

Die Premiere. Junger Ehemann (sich von seinen Freunden nach Mitternacht verabschiedend.): „Laßt mich, Freunde, und haltet mich nicht zurück, ich besuche heute Abend noch eine Premiere, meine Frau hält mir heute die erste Gardinenpredigt, an der sie schon vor der Hochzeit geprobt hat.“

Das Opfer von Konitz. Unsre Illustration stellt Georg Winter, den so grauenhaft in Konitz hingemordeten Gymnasiasten, dar. Es wird unsre Leser gewiß interessieren, die Züge des Jünglings kennen zu lernen, dessen Name in letzter Zeit so viel genannt und dessen Geschick so mannigfach gedeutet wurde. So jung im frühsten Lenze des Lebens — und schon dem Tode verfallen durch ein Verbrechen, das jedenfalls so schaurig in seinen Einzelheiten — wie kaum ein andres, mit dem sich die Phantasie je beschäftigt hat. Wird der Schleier überhaupt gehoben werden, hinter dem die That verborgen ist? Wer weiß es, wer vermag in die Zukunft zu schauen? Aber man wird den Schmerz der tiefbetrübten Eltern begreifen, die den Sohn beweinen, der ihnen so plötzlich und auf so entsetzliche Weise genommen wurde. Vielleicht, daß die mehrfachen Prozesse, die, sich an den Tod Georg Winters knüpfend, in nächster Zeit bereits vor verschiedenen Gerichtshöfen zur Beurteilung gelangen, Licht in das Dunkel bringen. Zu wünschen wäre es jedenfalls, schon damit die Gerechtigkeit zum Siege kommt und der Mörder, oder, wenn es mehrere sind, auch seine Mitschuldigen, von der verdienten Strafe getroffen werden.

Georg Winter.

verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.